

E I N

FUND AUS DER BRONZEZEIT

I N

G M U N D E N .

V O N

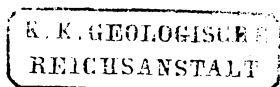
D^R. GUSTAV ADOLF KOCH

derzeit Sectionsgeolog an der k. k. geologischen Reichsanstalt.

VORGELEGT IN DER SITZUNG DER ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT
AM 8. JUNI 1875.

Mit 4 in den Text eingedruckten Holzschnitten.

(Separat-Abdruck aus den „Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien“ Nr. 10.)



WIEN 1875.

Im Selbstverlage des Verfassers.

Ein eigenthümlicher Zufall wollte es, dass mir von befreundeter Seite über die zwei interessantesten Funde aus der Bronzezeit, welche im Jahre 1872 in Nieder- und Ober-Oesterreich gemacht wurden, die ersten Mittheilungen zukamen.

Leider gestatteten mir damals weder Zeit noch Umstände von denselben den weitgehendsten Gebrauch zu machen.

Eben war ich Anfangs Mai von einer grösseren geologischen Excursion, welche ich in Begleitung des Herrn Professors Dr. Ed. Suess unternommen hatte, aus Italien zurückgekehrt, als mir ~~mir~~ mein verehrter Freund und Studiencollege Professor J. Dechant aus Pulkau in Nieder-Oesterreich, derzeit am Obergymnasium zu Botzen, mittheilte, dass in seiner Heimath von Steinbrechern bei dem Abräumen eines Sandsteinbruches in nicht bedeutender Tiefe auf einem bewaldeten Hügel durchbohrte Knochen und Geweihstücke, welche zum Theil auch angebrannt waren, ferner ziemlich gut erhaltene Unterkieferreste nebst vielen Gefässscherben und Asche vorgefunden wurden.

Bei seiner genauen Kenntniss der üblichen Localverhältnisse war es für den Herrn Professor Dechant ein Leichtes die Arbeiter durch wiederholte Spenden an Geld und Wein, sowie durch freundliche Aufmunterung mit Worten dazu zu bewegen Alles, was an

solchen Resten vorgefunden würde, zu bergen und ihm zu reserviren.

Der freundlichen Einladung desselben bei ihm in Wien einige mitgebrachte Funde in Empfang zu nehmen und mit ihm in Pulkau die Fundstätte zu besuchen konnte ich nicht sofort nachkommen. Ich sprach damals gleich Herrn J. Dechant gegenüber meine Vermuthung dahin aus, dass man es hier wohl mit einer praehistorischen Begräbnisstätte zu thun haben dürfte und ich gab bezüglich der bei den Arbeiten zu beobachtenden Vorsichtsmassregeln noch einige wohlgemeinte Rathschläge.

Gleichzeitig theilte ich das, was mir bekannt geworden war meinem hochverehrten Lehrer Herrn Professor Ed. Suess mit, welcher mich aufforderte baldigst nach Pulkau zu reisen und an Ort und Stelle die nöthigen Studien zu machen.

Leider war ich durch unaufschiebbare zeitraubende Arbeit gehindert mich sogleich dahin zu begeben, und als ich überdies durch ein Versehen der Dienerschaft des Herrn Professor Dechant nicht in den Besitz der mir bereits dedicirten Funde kam, erfuhr ich, dass bereits Herr Professor J. Woldřich dieselben in Verwahrung habe, und dass von ihm persönlich die Untersuchungen in Pulkau vorgenommen wurden.

Der fleissigen Hand desselben verdanken wir die nähere Untersuchung und Beschreibung der Fundstätte in Pulkau und aus den damaligen Publicationen konnte man erfahren, dass man es daselbst mit einer Opferstätte aus der Bronzezeit und nicht, wie ich ursprünglich vermuthete mit einer Begräbnisstätte zu thun habe.

Ich erwähne alle diese Umstände, an dieser Stelle deshalb so ausführlich, weil man durch die Darstellung, welche Herr Professor J. Woldřich über diese Verhältnisse ¹⁾ gab, zu mancherlei eigenthümlichen Auffassungen gelangen könnte und weil dadurch meinem Freunde J. Dechant, welcher von einem „versteinerten Horn“, das „angebrannt“ sei, zu Herrn Professor Woldřich spricht, geradezu statt des allergrössten und mackellosesten Dankes doch ein kleines Armuthszeugniss gegeben wird!

¹⁾ Vergleiche Nr. 1 des III. Bandes der Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, pag. 2.

Ohne noch auf andere Details bei diesem Pulkauerfund einzugehen, wende ich mich nun zum zweiten Funde, welcher damals zu G m u n d e n in Ober-Oesterreich gemacht wurde.

Mein Bruder Friedrich Koch, evangelischer Pfarrer zu Gmunden, theilte mir mit, dass im Herbst 1872 die beim Bau der evangelischen Kirche beschäftigten Arbeiter, als sie eben den Heizcanal für die Kirche aushoben, in einer Tiefe von fast 9 Fuss auf eine grössere Partie von Knochen und Zähnen stiessen, welche wie in Asche gebettet schienen und grösstentheils so schlecht erhalten waren, dass sie beim Herausnehmen zerfielen.

Ausserdem fand man hier auch zahlreiche Scherben eines ziemlich dicken, aus schwarzem Thone gebrannten und unglasirten Gefässes, in dem sich augenscheinlich Asche befunden hatte. „Jetzt kommen wir auch zum Gelde“ meinte einer der Arbeiter in scherzhafter Weise und als nun Tags darauf die Arbeiten fortgesetzt wurden, merkte derselbe, dass er etwa einige Klafter östlich von obigem Fundorte mit seiner schweren Haue einen harten Gegenstand durchgeschlagen habe, welcher ihm Glück verheissend metallisch entgegenblinkte.

Der Arbeiter ergriff den Fund, eine C e l t e n n a d e l und eilte damit zum Uhrmacher, der mit einer Feile dieselbe von ihrer schönen Kruste befreite und vergeblich die Goldprobe daran vornahm.

Von meinem Bruder inzwischen zur äussersten Vorsicht aufgefordert, fand derselbe Arbeiter noch eine zweite Broncenadel, ein kunstvoll gearbeitetes und reichlich verziertes Stück von $8\frac{1}{2}$ Zoll (226 Millimeter) Länge mit einem grossen runden nach oben zu etwas abgeflachten und nach unten rübenförmig sich verjüngenden Knaufe.

Auf den Knauf selbst kommt eine Länge von 21 Millimeter und auf den Stiel der Nadel fallen 205 Millimeter.

Während die erste Nadel verstümmelt und ihres schönen Ueberzuges beraubt wurde, blieb die zweite noch ziemlich gut erhalten.

Die Broncemasse derselben, in der wie gewöhnlich und besonders hier das Kupfer überaus stark vorherrscht, war überzogen mit jener spangrünen Schichte von kohlensaurem Kupferoxyd, die man gewöhnlich als Kupferrost oder Patina bezeichnet.

Diese Patinaschichte tritt aber nur dort an dem Objecte besonders deutlich zu Tage, wo bereits die äusserste emailartige Kruste, welche die Nadel überzog, ganz fehlt.

Diese äusserste eigenthümliche Kruste ist von rostbrauner Färbung und hat kaum die Dicke eines schwachen Kartenblattes. Gegenwärtig überzieht diese Krustenschichte, an der sich sehr hübsche Verzierungen wahrnehmen lassen, etwa nur mehr die Hälfte der Nadel, da sie ausserordentlich leicht abblättert.

Die Verzierungen sind sehr einfach und bestehen aus einem zierlichen System von Linien, welche in gesonderten Partien von je 3, 9, 7, 22 und 9 engen Spiralgängen von der Mitte des Knaufes bis zur Hälfte des Nadelstieles herablaufen.

Die Räume zwischen diesen Spiralspartien, deren einzelne parallele Spirallinien sehr flach und so eng verlaufen, dass z. B. die 22 Windungen einen Raum von 16 Mm. und die 9 Windungen am Stiel eine Breite von 10 Mm. einnehmen, sind in verschiedener Ausdehnung von 3—5 Mm. Breite geschmückt mit allerlei geraden und krummen Strichen und Linien, welche theils eingehackt, theils eingravirt sind.

So sieht man unter der Mitte des Knaufes, zwischen dem ersten und zweiten Liniensystem der obersten 3 und 9 Spiralgänge, gegen den Hals der Nadel zu, in einer Breite von 4 Mm., den glatten Raum verziert mit offenbar eingehackten und sich fast unter rechten Winkeln treffenden 3 Mm. langen Linien oder Strichen, welche an den Berührungspunkten sogar schwach übereinandergreifen und in ihrer Gesamtheit eine primitive Zickzacklinie vorstellen. Dass diese Striche eingehackt sind, dafür spricht wohl eine genauere Betrachtung.

Man findet nämlich, dass die einzelnen Striche an den Stellen der stärksten Krümmung des Knaufes nicht nur am breitesten sind, sondern dass sie daselbst auch am tiefsten in die Bronze-masse eingreifen.

Unmittelbar unter dem Halse der Nadel befinden sich zwischen den 9 und 7 Gängen des zweiten und dritten Spiralsystems zwei Paare von parabolischen Linien, die ihre Scheitel gegen den Knauf der Nadel zu gerichtet haben und miteinander parallel verlaufen.

Zwischen dem dritten und vierten, sowie dem vierten und fünften System von den 7, 22 und 9 Spiralgängen, ist ein je 5 Mm. breiter Raum geziert mit einer Menge von kleineren con-

vergent verlaufenden, parallelen und ungleich langen Strichen und Linien.

Unter den letzten 9 Spiralgängen ist noch dasselbe System von parabolischen Linien sichtbar wie oben, nur mit dem Unterschiede, dass die Scheitel derselben nach abwärts gegen die Spitze der Nadel zu gekehrt sind.

Der unterste Theil des Stieles zeigt in einer Länge von 125 Mm. keine Verzierungen mehr, gerade so wie der oberste Theil des Knaufes. Hier ist auch fast die ganze äussere Kruste abgeblättert. Am unteren krustenlosen Stielende waren aber auch ursprünglich keine Verzierungen angebracht, denn man sieht an andern Stellen selbst dort, wo die Kruste entfernt ist, noch die Linien deutlich in der Bronzemasse angedeutet, was sich besonders schön am Halse der Nadel beobachten lässt.

Der Umstand, dass die Verzierungslinien auch ganz deutlich an jenen Stellen wahrzunehmen sind, wo der Bronzekern der Nadel nur von kohlsaurem Kupferoxyd überzogen ist, lässt vermuthen, dass diese Verzierungen ursprünglich mit irgend einem scharfen Instrumente eingehackt, oder mit dem Grabstichel eingegraben worden sind.

Am besten und schönsten treten aber diese zierlichen Schmucklinien an der stellenweise noch zusammenhängenden äusseren Kruste der Nadel zu Tage; denn sie sind hier nebstbei noch mit einem lichtgelben feinen Tuffsand ausgefüllt und heben sich dadurch um so deutlicher von der rostbraunen Unterlage ab.

Das scharfe Hervortreten auch der zartesten Linien an der äusseren Kruste hat verschiedene Fachleute zu der Ansicht verleitet, dass die Bronzenadel ursprünglich emailartig mit einem „Silicatmantel“ umgeben worden sei, auf welchem man dann erst die Verzierungen angebracht habe.

Ich war gleich gegentheiliger Ansicht, und wurde darin nur noch bestärkt durch eine kurze chemische Analyse, welche ich an einem Splitterchen des rostbraunen Ueberzuges in Gemeinschaft mit Herrn Professor Dr. Czumpelik im Jahre 1873 vornahm.

Die qualitative Untersuchung ergab nämlich darin nur Eisen und Kupfer, beide in oxydirtem Zustande. Herr C. John, Assistent am chemischen Laboratorium der k. k. geologischen Reichsanstalt, constatirte neuerdings ebenfalls Eisen in der rostbraunen Krustenschichte.

Wenn man von den verschiedenen Meinungen, welche über die Entstehung und Bildung der rostbraunen Kruste herrschen, diejenigen nicht näher berücksichtigt, welche der Hand des Menschen die Bildung dieser Kruste zuschreiben, so bleibt nur als die einfachste Erklärung jene, welche annimmt, dass sich während des langen Liegens unter der Erde in dem kalktuffreichen Boden, der vielfach von eisenhaltigen Wässern durchdrungen wird, zuerst der spangrüne Patinarost gebildet habe, und dass dann durch ganz eigenthümliche Vorgänge allmählig unter dem Einflusse der daselbst kohlen-sauren Kalk und Eisen führenden Wasser jene braune dünne Kruste entstanden ist.

Die Verzierungen, welche auf dieser Nadel angebracht sind, lassen in ihrer Einfachheit wohl auf ein hohes Alter schliessen und erinnern in keiner Weise an die von Herrn Baron Sacken abgebildeten Formen. ¹⁾

Die andere Nadel, welche an derselben Stelle gefunden wurde, scheint jünger zu sein. als die eben besprochene, wenigstens spricht dafür das Vorwalten der plastischen Verzierungen und das Zurücktreten der Gravirung.

Diese Nadel war fast von der Länge der oben besprochenen, aber in ihrem gegenwärtigen verstümmelten Zustande ist sie nur mehr 131 Mm. lang.

Senkrecht auf die Axe der Nadel erscheint der Querschnitt des Knopfes kreisrund bei einem Durchmesser von 13 Mm.; im Längsschnitte, dessen Höhe 11 Mm. beträgt, erscheint etwas unter der Mitte des Knaufes ein turbanähnlicher convexer Wulst, welcher mit 8 Paar parallelen, im Zickzack laufenden Strichen oder Einschnitten geschmückt ist. Unter diesem Wulste befindet sich ein kleiner 1 Mm. hoher senkrechter Absatz, der sich dann in Form eines verkehrten, abgestutzten Kegels gegen den Hals der Nadel zu verjüngt. Ueber dem Wulste sieht man drei concentrisch zu einer kleinen Spitze zusammenlaufende Terrassen, von denen die zwei ersten senkrecht hinaufgehen, während die dritte oberste mit einer kleinen nach innen gerichteten Concavität den in der Axe der Nadel stehenden kleinen Kegel so umgibt, wie beiläufig die Somma eines Vulkans den Kegel umwallt. Von oben gesehen gewährt der Knauf dieser Nadel das Bild von drei um einen erhabenen Mittelpunkt concentrisch verlaufenden Kreisen,

¹⁾ Vgl. Dr. Ed. Freih. v. Sacken: Leitfaden zur Kunde des heidnischen Alterthums. Wien 1865, p. 102, Fig. 41.

deren erster oberer einen Durchmesser von 9 Mm., deren mittlerer zweiter einen von 11 Mm. und deren dritter unterer einen Durchmesser von 13 Mm. hat.

Der Hals dieser Nadel ist ausserordentlich dünn, und 50 Mm. abwärts am Stiele befinden sich 23 plastisch hervortretende Ringe, die vom zweiten Ringe angefangen, welcher am kleinsten ist, immer grösser und grösser werden bis zum dreizehnten Ringe, von dem dann bis zum zweiundzwanzigsten eine allmähliche Abnahme der Grösse erfolgt.

Der übrige ungezierte Stiel der Nadel zeigt, soweit er in einer Länge von 71 Mm. erhalten ist, eine mittlere Dicke von 3 Mm., und ist im Vergleiche zur Stielstärke der oben beschriebenen Nadel, welche fast 4 Mm. beträgt, etwas schwächer.

Die Patinaschichte und die braune Kruste, welche sich nach mündlichen Mittheilungen der Arbeiter auch darauf befunden hat, ist bei der Goldprobe leider vollständig abgefeilt worden.

In ihrem jetzigen Zustande erinnert die Nadel, wenn man sich statt des glatten Bronzestieles einen Wetzstahl hindenken würde, vollständig an eine in den ältesten Bauernhäusern Ober-Oesterreichs und auch bei einigen Metzgern noch heute erhaltene kleine Form von „Streichern“, mit denen man dort zu Lande die Messer zu schärfen beliebt. Der Handgriff dieser Streicher ähnelt auf's Haar dem verzierten Theile der Bronzenadel.

Die beiden hier besprochenen Fundstücke zeigen, insoweit ich mich noch aus einer Vergleichung erinnere, welche ich durch die liebenswürdige Freundlichkeit des Herrn Baron Sacken im hiesigen k. k. Antiken-Cabinete vornehmen konnte, die grösste Aehnlichkeit mit den daselbst aufbewahrten Bronzenadeln aus der Umgebung Oedenburgs und vom Neuenburgersee.

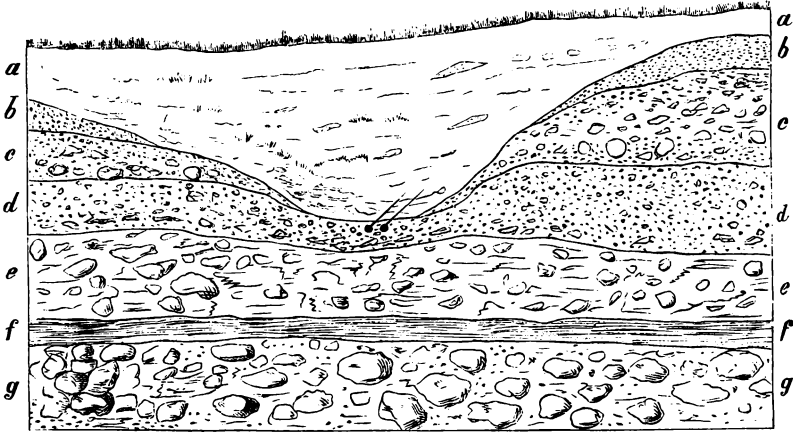
Ich freute mich auch in der angenehmen Lage gewesen zu sein, beide Gmundner Nadeln im Namen der evangelischen Gemeinde von Gmunden dem Herrn Dr. Ed. Freih. v. Sacken in der letzten Sitzung der k. k. Anthropolog. Gesellschaft für die Sammlung des kaiserl. Antiken-Cabinetes abtreten zu können.

Ich will nun die geologischen Verhältnisse der Fundstätte etwas näher besprechen.

In der unmittelbarsten Nähe des Fundortes fand ich wiederholt schöne Aufschlüsse. Der günstigste Aufschluss bot sich aber zwischen dem Altarraum der Kirche und dem Feldwege, welcher

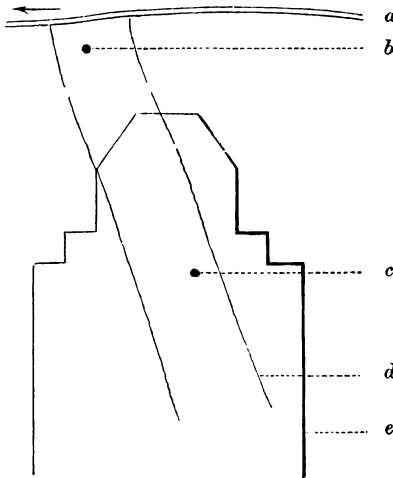
vom alten Bahnhofe nach Mühlwang herabführt. Ich gebe nebenan ein nach der Natur aufgenommenes Profil, Fig. 1, und in Fig. 2 soll der Situationsplan der Fundstätte dargestellt werden.

Fig 1.



a) Altes Bachbett. b) Weisser Sand. c) Kleineres Geschiebe und Gerölle
d) Sand, vorherrschend mit Geschieben aus Wiener Sandstein, übergehend in e)
Geschiebe und Gerölle. f) Lehm. g) Glacialschutt, grobes Geschiebe und Gerölle. Zwischen c und d. die beiden Nadeln.

Fig. 2.



a) Weg nach Mühlwang. b) Hundeknochen. c) Nadeln. d) Bachbett. e) Grundriss der Kirche.

Es fällt hier vor Allem mit Querschnitte von Fig. 1 eine bedeutende Concavität (a) in die Augen, welche sich auch in einem Profile weiter abwärts bei den Fundirungsarbeiten des Mittelraumes der Kirche und der Anlegung des Heizkanales für dieselbe verfolgen liess. Diese Concavität in ihrer jetzigen Ausfüllung entspricht dem Laufe eines alten Bachbettes, welches den Raum, auf den die Kirche gebaut ist, schief der Länge nach durchkreuzt (Fig. 2).

Das Bachbett zeigt eine grösste Tiefe von 6—8 Fuss und an den Rändern desselben herrscht eine 16—18“ mächtige Humusdecke vor, welcher etwas lichter Sand beigemengt ist. Kleinere Linsen von Sand erscheinen auch in dem trockenen Schlamm des Bachbettes, besonders in der Mitte desselben und gegen den Grund hinab. Der Sand, grösstentheils zerriebener Kalktuff, zeigt eine weissliche bis gelbliche, ja rothbraune und röthliche Färbung, welche er den zahlreichen eisenhaltigen kleinen Wasseräderchen verdankt, die das Bachbett durchrieseln und besonders stark am rechtsseitigen Rande desselben hervortreten.

Verfolgt man die einzelnen Schichten auf Fig. 1, so findet man mit *b* bezeichnet ein 9—15“ mächtiges Lager von lichtem weissgelbem Tuffsand, der rasch in eine 20—24“ mächtige dunkelbraungelbe Partie (*c*) von Geschieben und Geröllen übergeht.

Oben, gegen den feinen Tuffsand zu, zeigt sich ein mehr kleinbrüchiges, feines und fast geschichtetes Material, während dasselbe unten in Sand gebettet schöne aber umgeschwemmte Gletschergeschiebe mit Schliefflächen enthält.

Auf diese Partie *c* folgt eine $2\frac{1}{4}$ —3 Fuss mächtige Lage von weissgelbem bis graulichen Sand, welcher besonders an seiner Basis bereits grössere Geschiebe und Gerölle führt und in die circa 4 Fuss mächtige und nur aus solchem Schutte bestehende Partie *e* übergeht.

Die grösseren Geschiebe sind durch das Wasser manchmal schön ausgehöhlt worden und zeigen, da dasselbe sehr viel Eisen führt, oberflächlich, gerade so wie die Knochen, die hier gefunden wurden, eine rostbraune oder gar schwärzliche Färbung.

Das Material, aus dem diese umgeschwemmten Geschiebe bestehen, ist theils ein blauröthlicher, fast dichter Kalk in geringerer, theils Wiener Sandstein in grösserer Menge.

Bemerkenswerth sind nur die Geschiebe des Wiener Sandsteines, welche hier in unendlich grosser Zahl und Mannigfaltigkeit der Form auftreten.

Die mitunter seltensten Formen der Geschiebe verdienen, da sie oft eine grosse Aehnlichkeit mit allerlei Waffen und Werkzeugen der Urbewohner zeigen, von Seite der Archäologen bei der Beurtheilung von solchen Funden eine besondere Berücksichtigung. Die höchst einfache Entstehung derselben lässt sich im Gebiete des Wiener Sandsteines auch in der nächsten Nähe der Residenz vielfach beobachten.

Der Wiener Sandstein ist nämlich von vielen Klüften und Adern durchzogen, die gewöhnlich mit Calcit ausgefüllt sind. Die Klüfte sind meist in regelmässiger Anordnung vorherrschend in der Art und Weise vertheilt, dass ganze Partien des Sandsteines im Laufe der Zeit in Stücke zerfallen, welche einen deltoideischen Querschnitt haben.

Da dieser Sandstein auch parallel zu den Flächen des Deltoideums sich klüftet und dann zerfällt, so geschieht es, dass im Gebiete des Wiener Sandsteines, besonders in den Geschieben der Flüsse und Bäche, dünne oder auch dickere deltoideische Stücke desselben zahlreich vertreten sind.

Jene zwei Seiten, oder besser gesagt, jene zwei Flächen des deltoideischen Geschiebstückes, welche den stumpferen Winkel (acb in Fig. 3) im deltoideischen Querschnitte bilden oder begrenzen, reiben und nützen sich im Verlaufe der Zeit auf dem Wege ihrer weiten Transportation etwas mehr ab und runden sich allmählig vollständig zu. Ist das deltoideische Stück eine dünnere Platte, so wird diese am unteren, hier in Fig. 3 punktirten Rande ab sogar schneidig und scharf. Die beiden anderen Seiten ad und bd , welche den spitzeren Winkel einschliessen, bleiben beinahe unversehrt und bilden in dem Geschiebe abd die Halbmesser eines Kreisausschnittes.

Fig. 3.

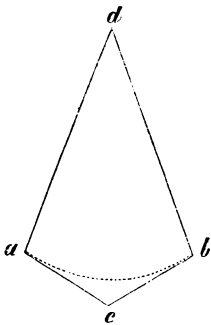
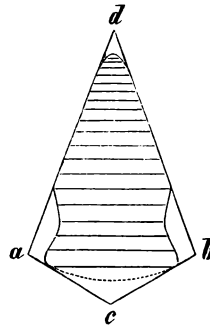


Fig 4.



Das dazu gehörige, mitunter schneidige Bogenstück ab entspricht einem Winkel von circa 40° , welcher fast immer constant bleibt. Wenn ab auch nicht immer, wie es hier schematisch gehalten ist, dem Bogenstücke eines Kreises entspricht, so ist doch der Winkel adb merkwürdig constant bei solchen Geschieben, und ich fand ihn an deltoideischen Geschiebstücken im Gebiete des Wiener

Sandsteins bei Hadersdorf nächst Wien ebenso gut als auch in Gmunden immer zu 40°.

Dickere deltoideische Stücke gleichen oft in ihrem abgeschobenen Zustande, besonders wenn zufällig die Kanten an den Punkten *a* und *b* stark abgenützt werden, primitiven Hämmern, Beilen und anderen Instrumenten.

Formen von Geschieben, deren Entstehung sich im Schema auf die beistehende Fig. 4 zurückführen lässt, fand ich vielfach in Gmunden.

Gleichzeitig erinnere ich mich noch ganz wohl in der auf der Wiener Weltausstellung ausgestellten Sammlung der hiesigen Anthropologischen Gesellschaft, dünne plattige Geschiebe des Wiener Sandsteines von ursprünglich deltoideischer Form, wie sie in Fig. 3 abgebildet ist, als menschliche Werkzeuge gedeutet, gesehen zu haben. ¹⁾

Ich erwähnte die natürliche Entstehung der, wenn auch bisweilen selteneren Formen unter den Geschieben hier desshalb, weil manche Anthropologen bisweilen das etwa als ein Kunstproduct auffassen könnten, was doch nur ein leicht erklärlich Spiel der Natur bleibt. Dass jedoch viele von diesen mitunter bizarren Geschieben des Wiener Sandsteines, trotz der Weichheit des Materials, von den Menschen in der prähistorischen Zeit gerade so gut zu irgend einem Zwecke verwendet werden konnten, als sie es heute noch werden, das lässt sich gar nicht läugnen; aber immerhin soll man eine gewisse Vorsicht bei der Beurtheilung und Deutung von derlei Geschieben nicht ausser Acht lassen.

Auf die soeben etwas umständlicher besprochene 4 Fuss mächtige Lage von Geschieben (*e*) kommt eine 10 — 12" mächtige Schichte von Lehm *f*, unter welchem dann lauter Glacialschutt (*g*) mit größerem Geschiebe, Gerölle und Blöcken auftritt.

Diese dünne Lage von braunem Lehm mag hier vielleicht als eine Grenze oder als ein vermittelndes Glied der jüngeren Glacial- und der älteren Alluvialbildungen angesehen werden.

¹⁾ Wenn ich mich noch recht erinnere, so rührte eins von diesen ausgestellten Stücken, ein ganz gewöhnliches Geschiebe, von den Pfahlbauten am Attersee her. Dass mitunter geradezu komische Formen der Geschiebe gefunden werden, dafür möchte ich nur anführen, dass mir gelegentlich Herr Custos Dr. Theodor Fuchs einmal mittheilte, es sei ihm unter den verschiedenen Formen der Geschiebe des Wiener Sandsteines ein Stück aus der Nähe von Klosterneuburg bekannt geworden, welches die frappanteste Aehnlichkeit mit einem zarten „Damenpantoffelchen“ gezeigt habe!

Ein weiteres Interesse knüpft sich nun daran, zu sehen, unter welchen Verhältnissen die einzelnen Funde gemacht wurden.

Zuerst fand man, wie schon erwähnt, einige Klafter westlich von der Fundstelle der Nadeln, welche auf dem Situationsplane in Fig. 2 zu ersehen ist, verschiedene Knochen von einem Wiederkäuer. Da jedoch hier, nach der Versicherung eines Arbeiters, die natürlichen Lagerungsverhältnisse der einzelnen Schichten gestört gewesen sein sollen, so werden diese Knochen wohl von einem an dieser Stelle eingescharrten Wiederkäuer hergerührt haben.

Gegen den Fundort der Nadeln hin lagen die Scherben des Thongefässes, von dem die zwei gut erhaltenen Stücke dem Bodentheile desselben angehörten. Ob die Thonscherben unter ungestörten Lagerungsverhältnissen gefunden wurden oder nicht, das steht nicht ganz fest. Ich möchte ersteres glauben, denn der oberösterreichische Arbeiter hofft nur allzugerne in Gefässen vergrabenes Geld bei Erdarbeiten zu finden, weil einem Jeden die übliche Landessitte, Geld zu vergraben, bekannt ist und weit mehr Geld dort zu Lande unter ähnlichen Verhältnissen gefunden wird, als man überhaupt vermuthen sollte, oder als man bei der sorgfältigen Geheimhaltung eines solchen Geldfundes erfährt. Ich setze daher in die Aeusserung eines Arbeiters, „es habe so ausgesehen, als ob die Scherben eingegraben worden wären,“ nicht das unbedingteste Vertrauen, denn Gefässscherben, klingendes Geld und absichtliches Vergraben bilden in dem Ideenkreise eines die Erde umwühlenden armen Tagelöhners eine unzertrennbare Kette.

Sicher und ausgemacht ist es, dass man etwas weiter östlich davon, gerade unter dem Raume des Mittelschiffes der Kirche, später unter vollständig ungestörten Lagerungsverhältnissen die beiden Bronzenadeln fand, neben denen noch eine Menge von kleineren, meist sofort zerbröckelnden Knochen lagen.

Ein sogleich zerfallender Unterkiefer war eine gute Spanne lang, und die Zähne, welche von demselben herrühren, gehören dem Genus *Bos* an. Die beiden Bronzenadeln lagen mit ihren Knöpfen nach der Stadt, i. e. nach Westen zu gerichtet, in paralleler Richtung fast nebeneinander an der tiefsten Stelle des Bachbettes *a* in der oberen Partie des Sandes *d*.

Nach einer mir gegenüber gemachten Mittheilung des Arbeiters Fuchsmayer war „alles ringsherum weiss wie Staub“ und es „verbreitete sich auch ein unangenehmer Geruch.“

Bei den zum Zwecke des weiteren Kirchenbaues im Jahre 1873 fortgesetzten Grabungen fand man zwischen der Kirche, deren Grundriss in Fig. 2 gegeben ist, und dem vom alten Bahnhofe nach Mühlwang führenden Wege, fast in demselben Horizonte mit den Nadeln, verschiedene grössere und kleinere Knochen, die unter dem alten Bachbette theils im Sande der Schichte *d*, theils in den Geschieben und Geröllen der Schichte *e* unter ebenfalls ungestörten Verhältnissen lagen.

Von diesen schwärzlich gefärbten Knochen ist nur der Oberarmknochen eines Hundes gut erhalten, welcher nach meinen Vergleichen noch die grösste Verwandtschaft mit *Canis familiaris aquaticus* gehabt haben dürfte. Daneben fand man auch Trümmer und Brocken von Kalktuff, in dem besonders schöne Abdrücke von Schilf sich zeigten. Dass man beim Abräumen der obersten Schichte *a*, einige Zoll unter der jetzigen Humusdecke, Hufeisen, Kugelzieher und dergl. fand, ist ohne Bedeutung, denn diese Sachen rührten her von einem Lagerplatze aus der Zeit der Franzosenkriege.

Dass gerade in Ober-Oesterreich für prähistorische Forschungen noch ein weites Feld der Thätigkeit in der Zukunft sich eröffnen wird, steht ausser allem Zweifel, und vielleicht komme ich endlich einmal in diesem Herbst dazu, an einer bis jetzt wenig oder gar nicht berücksichtigten Stelle durch Eröffnung einiger „Hünengräber“ schätzenswerthere Mittheilungen bringen zu können, als die hier eben besprochenen Funde von Gmunden es sind.